



Leseprobe

Royce Buckingham

Dämliche Dämonen

Drei Romane in einem Band

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 672

Erscheinungstermin: 16. September 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Royce Buckingham
Dämliche Dämonen

Royce Buckingham

Dämliche Dämonen

Drei Romane in einem Band

Deutsch von Joannis Stefanidis

blanvalet

Die Originalausgabe von »Demonkeeper« erschien 2007
bei G. P. Putnam's Sons, New York.
Die Originalausgabe von »Mürrische Monster« erschien 2009
bei Penhaligon, München.
Die Originalausgabe von »Fiese Finsterlinge« erschien 2011
bei Penhaligon, München.

Die Trilogie »*Dämliche Dämonen*« wurde bereits in Einzelbänden
veröffentlicht unter den Titeln: 1. Dämliche Dämonen,
2. Mürrische Monster, 3. Fiese Finsterlinge

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgaben © 2007, 2009, 2011
by Royce Buckingham

Published in agreement with the author,
c/o BAROR INTERNATIONAL, INC., Armonk, New York, U.S.A.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgaben
»Dämliche Dämonen« 2008, »Mürrische Monster« 2009
und »Fiese Finsterlinge« 2011 by Penhaligon Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung und -illustration: Max Meinzold, München

Redaktion: Alexander Groß

JaB · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7341-6200-8

www.blanvalet.de

Royce Buckingham

Dämliche Dämonen

Prolog

Das TIER streckte die dicken Pranken von sich und fuhr wie eine große Katze die Krallen aus, als es sich vom knochenübersäten Boden erhob. Der Magen knurrte ihm entsetzlich. Aber das tat er eigentlich immer – trotz der blutigen Fischreste, die es jeden Tag eimerweise zu fressen bekam. Es lechzte nach *lebendiger* Nahrung, doch im Laufe der Zeit hatte es begriffen, dass es kein frisches Fleisch geben würde, solange es in diesem Keller gefangen war.

Selbst mit seinem schlichten Verstand entsann sich das TIER noch genau des alten Mannes, der es vor so vielen Jahren hier unten eingesperrt hatte. Der Mann war schlau gewesen und auf unbegreifliche Weise mächtig. Doch vor kurzem musste sich dort oben eine Veränderung zugetragen haben. Die schlurfenden Schritte des Alten auf dem Holzfußboden waren verstummt. Jetzt war dort nur noch ein einziges Paar Menschenfüße zu



hören, jüngere, flinkere Füße. Ein unerfahrener Knabe hütete das riesige Haus.

Das TIER schlich zur Futterraufe. Mit dem neuen Aufseher könnte sich eine Gelegenheit ergeben, endlich in die Welt der Menschen auszubrechen. Der Geifer tropfte ihm vom Maul, als es die lange Blechrinne hinaufzuklettern begann. Da draußen gab es bestimmt viele alleingelassene Kinder, die es verschlingen konnte ...

1. Kapitel

Mutterseelenallein

*I*ch kenne keinen einzigen Menschen, dachte Nate. Seit fast einem Monat kümmerte er sich nun ganz allein um die Dämonen. Mit zwei schweren Eimern voller Glibberzeug durchquerte er die Eingangshalle des alten Fachwerkhauses. Futter für seine Schützlinge. Hauptsächlich waren es Fischinnereien, aber sie mochten auch die Köpfe. Augäpfel waren eine besondere Delikatesse.

Als er über den senffarbenen indischen Teppich wankte, schwappten ein paar Tropfen der blutigen Mixtur über und sickerten durch einen Riss im Holzboden in den Keller. Nate bemerkte es nicht. Er war so in Gedanken, dass er in dem düsteren Vorraum beinahe über ein großes pelziges Etwas gestolpert wäre.

»Hoppla!« Er konnte sich gerade noch auf den Beinen halten. »Guten Morgen, Bel.«

Der riesige englische Schäferhund Belvedere stellte ein Ohr auf und schaute ihn unter seinen Zotteln hervor an.



»'tschuldigung«, sagte Nate. »Ich bin heute ein bisschen durcheinander. Keine Sorge, du kriegst dein Frühstück, sobald ich die Radaubröder versorgt habe.«

Nate war froh, dass er wenigstens nicht ganz allein war. Dhaliwahl hatte ihm immerhin einen Freund hinterlassen, der nicht aus dem Dämonenreich stammte.

Der Flur, der von der Eingangshalle abging, war vollgestellt mit Antiquitäten. Nate näherte sich einer Holzbank, deren hohe Rückenlehne an den Ecken mit kunstvoll geschnitzten Köpfen verziert war. Als er daran vorbeiging, wurden sie lebendig und begrüßten den Jungen mit schaurigem Geleier.

»Naaathan.«

»Naaaaathan.«

»Naaaaaaaathan.«

»Morgen, ihr beiden«, erwiderte Nate im Vorübergehen.

Das Nächste war eine leblose Pflanze auf einem reich verzierten Untersatz. Nate griff nach einer Sprühflasche, benetzte die braunen Blätter und setzte seinen Weg fort. Die Pflanze wurde leuchtend grün und quoll üppig über den Topfrand hinaus.

Nate war noch keine drei Schritte weitergegangen, als er ein gequältes Stöhnen vernahm.

»Oh-ah...«

Er versuchte es zu überhören.

»Ohh-ahh!« Diesmal klang es noch eindringlicher. Er hatte die Masken fast hinter sich gelassen.

Das Stöhnen kam von der Eisenmaske an der linken

Wand. Die Holzmaske, die genau gegenüber hing, verzog das Gesicht. »Warum hältst du nicht einfach mal die Klappe?«, schimpfte sie. »Jeden Tag das gleiche Gejammer: Oh-ah. Oh-ah.«

»Hey, ich werde hier gefoltert, ja?«, schimpfte die Eisenmaske zurück. »Weißt du, wie es sich anfühlt, wenn man langsam verrostet?«

Die Augen der Holzmaske drehten sich zu Nate. »Junge, häng mich bloß woandershin. Der Kerl macht mich wahnsinnig.«

Nate nahm die Holzmaske von der Wand. Er konnte die beiden nicht voneinander trennen. Streitende Lärmdämonen musste man in Paaren halten, sonst gingen sie, statt sich gegenseitig in den Haaren zu liegen, nur ihrem Hüter auf die Nerven. So tauschte er die Masken einfach aus und hängte jede an den Wandnagel der anderen. Dann hob er die Eimer wieder an und ließ die beiden verutzten Streithähne zurück.

Hinter Nates Rücken schwoll in Bels Fell eine Beule an. Zwei gelbe Augen hielten durch die Zotteln Ausschau nach dem davoneilenden Jungen. Bel kratzte sich gähnend. Von seinem mächtigen Hinterlauf löste sich ein kleines, knollenartiges Wesen und krabbelte Nate auf wieselflinken Stummelbeinchen hinterher, hielt sich aber im Schatten. Nate blieb stehen und blickte sich argwöhnisch um, sah aber nur den Hund. Achselzuckend ging er weiter.

Schließlich war er im Badezimmer angelangt, in dem es weder ein richtiges Waschbecken noch eine Toilette



gab, sondern nur einen langen, gusseisernen Wassertrog. Dort hinein entleerte er jetzt den ersten Eimer mit Glibberzeug.

Eigentlich besaß Nate einen angeborenen Spürsinn für Dämonen. Für gewöhnlich kribbelten seine Nackenhärchen, wenn einer in der Nähe war, der etwas im Schilde führte. Aber der Dämon, der sich nun anschlich, überlistete ihn immer wieder aufs Neue. Der kleine Kerl lugte kurz um die Ecke und nahm dann seine wahre Gestalt an. Er reckte und streckte sich, bis er sich in einen grünen, schienbeinhohen Hauskobold mit Schnurrbart und schmalen, aufrechtstehenden Ohren verwandelt hatte, dessen Klauen so feingliedrig und beweglich waren wie die eines Waschbären. Zwischen seinen Lippen ragten zwei übergroße Fänge hervor wie ein Doppeldolch, und jetzt schnupperte er mit zuckender Nase in Nates Richtung.

Hungrig beäugte der Kobold Nates Beine, dann sprang er ihn an, krallte sich in die Hose und hangelte sich an ihr empor.

Nate jaulte auf und versuchte den Angreifer abzuschütteln. Er fuhr herum und schaute an sich hinab. Es war Pernikus, die dämonische Inkarnation unliebsamer Überraschungen.

Kopfschüttelnd holte Nate Luft. »Noch ein Mal, Pernikus, noch ein einziges Mal, dann exorziere ich deinen hässlichen kleinen Dämonenhintern in die Dimension zurück, die dich hervorgebracht hat!«

Pernikus grinste nur, denn er wusste nur zu genau,

dass Nate so etwas niemals tun würde. Mit schrillum Kreischen stieß er sich von Nates Bein ab. »Krii-krii-krii-krii!« Er landete im Trog, tauchte den Kopf in die Fischreste und schlang sie gierig hinunter.

Nate schüttete den Rest des Glibberzeugs um Pernikus herum aus. »Du hast Glück, dass ich noch so unerfahren bin«, sagte er. »Ein erfahrener Hüter hätte dich längst zur Räson gebracht.«

In dem Moment ertönten im Flur donnernde Schritte – das unheilvolle Poltern eines herannahenden Ungetüms. *Wumm! Wumm! Wumm!*

Das Geschöpf erschien im Türrahmen. Es war Nikolai, ein bulliger Wicht mit breiten Schultern, kurzen stämmigen Beinen und buschigen Augenbrauen. Sein Körper sah aus wie die Miniaturausgabe eines russischen Gewichthebers, aber die spitzen Ohren und das ebenso spitz zulaufende, mit messerscharfen Zähnen ausgestattete Maul verrieten, dass er ein Dämon war. Nik war nur dreißig Zentimeter groß, aber seine Schritte hallten zehnmal lauter durchs Zimmer, als es seine Größe hätte vermuten lassen. Niks Eigenarten lagen etwas im Dunkeln, aber eines stand fest: Er war ein Dämon, der sich seiner Kraft nicht bewusst war und entsprechend oft Unheil anrichtete. Einmal hatte er Nate helfen wollen, ein undichtes Wasserrohr zu reparieren und dabei so fest zugepackt, dass das Rohr vollends zu Bruch gegangen war und das halbe Haus unter Wasser gesetzt hatte.

»Guten Morgen, Nikolai«, sagte Nate.

Der kleine Kraftprotz sprang in die Höhe, packte mit



einer Hand die Trogkante und hievte sich mit einem muskelbepackten Arm hinauf.

»Nur zu.« Nate verzog das Gesicht. Das Glibberzeug stank wie gequirlte Pampe aus saurer Milch, toten Fischen und drei Monate alter Tomatensuppe. »Du brauchst nicht auf mich zu warten.«

Nik grunzte und tauchte den Kopf in das blutige Gebräu.

Nate sah sich um. »Wo steckt eigentlich Flappy heute Morgen?«

Noch während er die Frage stellte, kam der kleine Dämon mit den Reptilienflügeln die Treppe heruntergeflattert. Flappy sah aus wie ein papageiengroßer Drache und stob zwischen dem Geländer und den Gemälden von schmerzverzerrten Gesichtern aufgeregt ins Erdgeschoss hinab.

Der kleine Kerl war ein Winddämon, die Inkarnation wilder Luftstrudel, die aus heiterem Himmel die Drachen kleiner Kinder in Bäume hineinbliesen. Aufgrund seiner geringen Größe wirkte er nicht besonders gefährlich, aber Nate wusste, dass Winddämonen ganz schön ungemütlich werden konnten. Sie waren dafür bekannt, Flugzeuge abstürzen zu lassen und Schiffe in einem Grab auf dem Meeresgrund zu versenken. Zum Glück war Flappy viel zu klein und schüchtern, um sich seines Zerstörungspotenzials bewusst zu sein.

Kaum hörte Nate die hastigen Flügelschläge draußen vor der Badezimmertür, da wehte Flappy auch schon wie ein Wirbelwind herein. Nate duckte sich, Nik und Per-

nikus sprangen aus dem Trog, und Flappy stürzte kopfüber in die Glibbersuppe. *Platsch!*

Vorsichtig spähte Nate über die Trogkante. Flappy setzte sich auf, triefnass und einigermaßen verdutzt, fischte einen Lachskopf aus der Brühe und schlang ihn wie ein Pelikan in einem Bissen hinunter. Als Nik und Pernikus sahen, wie der kleine Drache sich den Leckerbissen angelte, stürzten sie sich sofort wieder in die Glibbersuppe und setzten ihren Festschmaus fort.

Nik, Pernikus und Flappy waren Nates Gehilfen – jene persönlichen Dämonen, die eine besondere Verbindung zu ihrem Hüter pflegten. Eigentlich sollten sie ihn bei der Arbeit unterstützen, aber Nate hatte den Eindruck, sie bereiteten ihm eher noch zusätzliche Probleme, als ihm eine Hilfe zu sein.

Schlürf, schmatz, schling! Mit jedem Bissen wurden die drei kleinen Dämonen wilder. Flappys Flügel droschen derart heftig auf die Glibbersuppe ein, dass das Zeug nur so gegen die Wände spritzte. Und Pernikus klaute den anderen dauernd das Futter, bis Nik ihn packte und in die Brühe tunkte.

Nate fuchtelte beschwichtigend mit den Armen und versuchte, die Radaubröder zur Ruhe zu bringen, ohne von oben bis unten vollgespritzt zu werden. »Hey, nicht so stürmisch. Lasst den Unsinn...«

Schmatz, mampf, rülps!

»Bitte, hört auf mich«, flehte er.

Ein Fischkopf flog aus dem Trog und prallte gegen Nates Brustkorb. Er sah zu, wie das Ding an seinem



Hemd hinabglitt und ein Schleimfleck zurückblieb. Resigniert ließ er die Schultern hängen.

»Als Dhaliwahl noch hier war, habt ihr euch nie so benommen«, sagte er.

Die drei Dämonen blickten auf, plötzlich ganz still und ernst. Nate versetzte es einen Stich. »Tut mir leid, Jungs. Ich weiß. Ich vermisse ihn auch.«

Einen Moment lang sahen die vier sich schweigend an.

»Aber jetzt stehe ich in der Verantwortung«, fuhr Nate fort, »also nehmt mich bitte ernst. Das wäre äußerst hilfreich.«

Die drei wippten mit den Köpfen. Sie schienen zu begreifen. Dann rülpste Nikolai zehnmal lauter, als es bei seiner Größe normal gewesen wäre. »Blaaat!«

Pernikus prustete los. »Hi-hi-hi-hi!« Und weiter ging das Tohuwabohu.

Kopfschüttelnd gab Nate auf. Er nahm den zweiten Eimer und schlich hinaus, um die nächste – und unangenehmste – Aufgabe seiner täglichen Pflichten zu erledigen.

Vorher überprüfte er aber noch die vier schweren Schließbolzen an der Kellertür. Sie war fest verschlossen. Er wandte sich um und winkte dem indischen Teppich zu, der zur Seite wogte und die Falltür freigab, unter der die Futterraufe lag.

Nate sah, dass die Falltür gesichert war; die schwere Eisenstange lag fest verankert darüber. Er legte ein Ohr an die Tür. Er hatte schon oft gehört, wie das TIER he-

raufzuklettern versuchte. Heute aber schien es ruhig zu bleiben. Er holte Luft und packte den Eimer, zog mit der anderen Hand vorsichtig die Eisenstange heraus, hob die Falltür an und schüttete das blutige Glibberzeug so schnell wie möglich durch ein Metallgitter in die dreiwandige Futterraufe.

Während Nate seine Arbeit verrichtete, kam hinter ihm Pernikus in die Eingangshalle gewatschelt. In der Nähe lief der Tischventilator. Der Hauskobold betrachtete die rotierenden Flügel, und als schelmischer kleiner Dämon, der er war, konnte er nicht widerstehen, einen Finger dazwischen zu stecken.

BRRUMM-BRUMM-DUMM-DUM!

Nate fuhr herum und schüttete sich dabei blutigen Schleim auf die Hose. »Pernikus!« Er warf dem kleinen Dämon einen strafenden Blick zu und fragte sich schon, mit welchem Waschmittel man Fischblut aus dunkler Baumwolle herausbekam, da spürte er auf einmal das Kribbeln im Nacken.

Von unten drang ein unmenschliches Knurren herauf. *Rumms!* Etwas krachte gegen das Gitter.

Nate sprang zurück, und der Eimer segelte durch die Luft und verabreichte ihm eine Dusche aus Fischinnereien. Während Nate sich den Schleim aus den Augen wischte, löste sich das Metallgitter allmählich aus der Verankerung.

Rumms! Rumms! Rumms!

Nate riss die Augen auf. Ihm stockte der Atem. Das Gitter war herausgebrochen, hing nur noch an einer



Schraube. Er versuchte fortzukriechen, verlor aber den Halt auf dem blutigen Schleim, als plötzlich eine riesige Pranke das Gitter zur Seite stieß und sein Bein packte. Die gelben Krallen zerrissen die Hose und bohrten sich in seine Wade. Es tat höllisch weh.

Die Pranke zog ihn auf die offene Falltür zu. Nate versuchte vergeblich, sich auf dem glatten Holzfußboden festzukrallen. Mit Entsetzen wurde ihm bewusst, dass er zur Futterraufe gezogen wurde. Er wollte schreien, aber seine Stimme versagte.

Nikolai erschien in der Eingangshalle und machte große Augen. Nate lag auf dem Bauch und konnte dem kleinen Muskelprotz nur hilflos zuwinken. Da eilte Nik zu ihm und packte Nates freies Bein, um seinem Herrn zu helfen. Er stemmte die Füße in den Boden und zog mit einer Kraft, die zehnmal größer war, als sein winziger Körper es eigentlich erlaubt hätte, in die entgegengesetzte Richtung.

»Au-au-au!«, rief Nate.

Jetzt stürzte Pernikus herbei, um die Lage zu sondieren. Auch Flappy kam angeflattert, um seinem Hüter beizustehen, prallte aber mit dem schnurrbärtigen Hauskobold zusammen.

»Ihr seid keine Hilfe!«, rief Nate den dreien zu, während er sich immer noch abmühte, nicht den Halt zu verlieren. Die dicke Pranke aus dem Keller zog ihn immer weiter auf die Falltür zu, und jeden Moment würde sein Fuß in der Futterraufe verschwinden, wo das Ungeheuer ihn zweifellos sofort abbeißen würde. *Das war's,*

dachte Nate. *Ich bin im Begriff, der am kürzesten tätige Dämonenhüter aller Zeiten zu werden.* Er kniff die Augen zu und wollte sich gerade in sein Schicksal ergeben, als ...

Rumms!

Bels riesige Pfote schlug gegen die Falltür, die mit voller Wucht auf die Pranke des Ungeheuers herabkrachte. Die grauenvollen Krallen ließen los, und Nate brachte sich rasch auf allen vieren in Sicherheit. Ohne den Halt an seinem Bein schnellte der haarige Arm in die Dunkelheit zurück, aus der er sich erhoben hatte.

Nate raffte schnell seine fünf Sinne zusammen, die ihm vor Schreck fast abhandengekommen waren. Er hechtete nach vorn, warf schnell die Eisenstange über die Falltür und sank keuchend zu Boden. Ein sich entfernendes Klappern und das Quietschen von Fischinnereien auf Metall verrieten ihm, dass das TIER die Futterraufe hinabrutschte und in sein Gefängnis zurückkehrte. Es war vorbei.

Nate blieb eine Weile auf dem Bauch liegen, die Augen weit aufgerissen, während ihm der Schweiß aus allen Poren brach. Schließlich wandte er sich zu Bel um. »Na toll. Ich bin gerade seit einem Monat fürs Füttern zuständig, und schon lasse ich mich selber beinahe aufessen.«



2. Kapitel

Noch eine einsame Seele

Sandra Nertz saß mit einem *Practical-Teen*-Magazin in der Hand hinterm Ausgabebetresen der Bücherei. Ihr Haar war zu einem strengen Knoten zurückgebunden, die Kleidung schlicht und ordentlich, und die Augen hinter den dicken Brillengläsern erschienen leicht vergrößert.

Aber Sandy las gar nicht in dem Heft. Sie wollte nur unauffällig einen Blick in die *U Go Girl!* werfen, die Zeitschrift »von Mädchen für Mädchen«. Eigentlich fand sie die ja unter ihrem Niveau – immerhin ging sie inzwischen in die siebte Klasse und war obendrein zweite Bibliotheksassistentin. Aber als ein anderes Mädchen das Heft achtlos auf den Tresen geworfen hatte, war es ihr praktisch in den Schoß gefallen, und die Titelseite hatte sie förmlich angesprungen. Dort stand: *Immer noch keinen Freund? Vielleicht liegt's ja an dir!* Fast eine Stunde lang war sie standhaft geblieben und hatte das Heft nicht

aufgeschlagen. Normalerweise machte sie sich nämlich über andere Mädchen lustig, die solchen Quatsch lasen. Aber ihr war aufgefallen, dass fast jedes dieser hirnlosen Dinger etwas mitbrachte, was sie selbst noch nie gehabt hatte – einen Freund.

Schließlich blickte Sandy sich um, holte schnell die *U Go Girl!* hervor und schob sie ins *Practical-Teen*-Magazin. Als sie sicher war, dass sie niemand beobachtete, schlug sie die Seite mit dem *Keinen-Freund*-Test auf.

Er war ziemlich reißerisch aufgemacht, mit vielen Ausrufezeichen. Sandy studierte die Fragen und kreuzte gewissenhaft die Antworten an. *Ist dein Haar stumpf und kraftlos?* Kreuzchen. *Haben die Schminkutensilien in deinem Badezimmer weniger als zehn Dollar gekostet?* Kreuzchen. *Keine Ohrlöcher?* Kreuzchen. *Hässliche Brille?* Peinlich, aber ja, Kreuzchen. *Ist dein Frauenarzt der einzige Mensch, der bisher deine Brüste gesehen hat?* Kreuzchen.

Und so ging es weiter. Sandy kreuzte ein Kästchen nach dem anderen an und grübelte über Fragen wie: *Was wäre dir lieber: zu Hause ein gutes Buch zu lesen oder einen langweiligen Abend in der Disco zu verbringen?* Sie schürzte die Lippen. Die Frage war hinterhältig. Aber trotzdem, Kreuzchen. Und so weiter und so weiter. Kreuzchen, Kreuzchen, Kreuzchen...

Am Ende des Tests zählte Sandy die Punkte zusammen und erschrak, als sie sah, wie viele Ja-Kästchen sie angekreuzt hatte. Zweiundfünfzig von sechzig mög-



lichen Punkten waren zusammengekommen. Bei Frage einundzwanzig kam sie ungeschoren davon, weil sie an einem Ort arbeitete, »wo Leute abhängen«. Aber gleich darauf hatte sie sich wieder Strafpunkte eingehandelt, weil sie nach der Arbeit mit einer Katze zusammen war statt mit einem Jungen. Das beste Ergebnis waren zehn Punkte oder weniger. Bei diesem Resultat jubelte die Erklärung: *Du bist unwiderstehlich!* – Vergiss es. Für die Elf-bis-zwanzig-Punkte-Kategorie hieß es: *Du bist gefragt.* Auch Fehlanzeige. Einundzwanzig bis dreißig bedeutete: *Man nimmt dich wahr.* Sie gelangte zur letzten Kategorie, einunddreißig bis vierzig Punkte. Hier lautete der Kommentar: *Du bist leider...!*

Sandy sank auf dem Stuhl in sich zusammen. Sie war sterbenslangweilig, quasi unsichtbar. *U Go Girl!* hatte es ihr mit einem simplen Standard-Test vor Augen geführt. Eine Kategorie für über fünfzig Punkte existierte darin gar nicht – sie gehörte also nicht einmal mehr zu den hoffnungslosen Fällen...

Dann sah sie, dass der Artikel auf der nächsten Seite weiterging – mit Ratschlägen für Mädchen, die über vierzig Punkte erzielt hatten. Die Überschrift war: *Die Lösung für Mädchen, die man leicht übersieht, lautet: Abenteuerlichkeit.* Sandy rümpfte die Nase. Sie war sicher, dass »Abenteuerlichkeit« gar kein richtiges Wort war. Sie las weiter. *Warum sitzt du noch untätig herum? Trau dich! Riskier etwas! Sprich einfach den nächsten hübschen Jungen an, den du siehst! Na los, Mädel!*

Als Sandra Nertz aufblickte, stand Nate in der Vor-

halle und schüttelte sich wie ein begossener Pudel den Regen aus dem Haar.

Sandy neigte den Kopf zur Seite und musterte den Jungen, während sie geistesabwesend die Bleistifte in ihrem Becher der Größe nach sortierte. Nate schob sich durch das Drehkreuz, dessen rotierendes Gestänge im nächsten Moment seinen Allerwertesten traf. *Passt genau, dachte sie, kein Angeber, und trotzdem sieht er gar nicht so übel aus.*

Ratter-ratter-ratter!

Sandys Kopf fuhr herum, als ein Skateboardfahrer am Tresen vorbeisauste. Ihm folgte ein Junge mit dem Skateboard unterm Arm und einem Rucksack mit Anarcho-Aufnäher über der Schulter. Das war Richie, ein Streuner, den Sandy kannte und mochte. Den anderen Jungen, Gus, kannte sie auch. Sie konnte ihn nicht ausstehen.

»He! Skateboards sind hier verboten, ihr Penner.« Am Ende des Tresens erschien Liz, die andere Bibliotheksassistentin. Sie besuchte die Oberstufe von Sandys Highschool und war der Typ Mädchen, der bei dem *U-Go-Girl*-Test hervorragend abgeschnitten hätte. Liz war entschieden *nicht* zu übersehen, vielleicht sogar »unwiderstehlich«. In ihren knallengen Jeans stolzierte sie am Tresen entlang und reckte dabei ihren nicht unbeträchtlichen Busen vor. Sie trug einen Nasenring und hatte ein Stacheldraht-Tattoo am Oberarm. Alles in allem wirkte sie eher wie eine junge Frau, die in der Hot-Mod-Boutique im Westlake-Shoppingcenter arbeitete, nicht wie eine Schülerin, die nebenher in der Bücherei jobbt.



Liz trat hinter Sandy und griff nach dem Mikrofon der Haussprechanlage. »Sandra Nertz, bitte melden Sie sich am Tresen!«, drang es aus den Lautsprechern. »Sandra Nertz, bitte melden Sie sich am Tresen!«

Sandy fuhr zusammen und riss den Bleistiftbecher um.

Liz deutete mit einem Kopfnicken zum Eingang, wo Nate stand. »Komischer Besucher für zwei Uhr nachmittags.«

»Sein Name ist Nathan«, sagte Sandy und versteckte schnell die *U Go Girl!* »Er kommt schon seit ein paar Wochen her. Scheint ein netter Junge zu sein.«

»Der Typ da drüben?« Liz verzog das Gesicht. »Der ist einfach nur unheimlich. Leiht sich Bücher über Okkultismus, Hexerei und den Bau von Heimkrematorien...«

»Vielleicht steht er einfach auf Gothic.«

Liz stieß Sandy mit dem Ellbogen an. »Hey, wenn du ihn so toll findest, dann triff dich doch mal mit ihm. Vielleicht heiratet ihr ja und wohnt in einem schwarz umzäunten Mausoleum.«

Sandy sah zu Nate hinüber. »Ich glaube nicht, dass er viel ausgeht.«

»Na prima«, erwiderte Liz. »Du doch auch nicht.« Sie stolzierte davon und pfiiff ein albernes Lied vor sich hin.

Sandy schaute auf ihre langweilige Kleidung und verzog das Gesicht.

Als sie aufblickte, stand Richie mit betretener Miene am Tresen. »Ähm, ich hab die Verteilung der Gratisbücher verpasst«, sagte er.

»Ich weiß. Ich hab dich vermisst, als wir sie ausgegeben haben«, entgegnete Sandy. »Ist aber kein Problem. Ich hab dir zwei aufgehoben.« Sie langte hinter sich und reichte ihm *Der kleine Hobbit* und *Milos ganz und gar unmögliche Reise*.

Richie vergewisserte sich, dass Gus ihn nicht beobachtete, und steckte die Bücher schnell in den Rucksack.

Am anderen Ende des Raums riss Gus Seiten aus Zeitschriften und faltete daraus Papierflugzeuge. Er blickte auf und winkte Richie zu sich herüber. Der nickte Sandy kurz zu und gesellte sich dann zu seinem Kumpel.

Liz tauchte wieder auf. Sie schüttelte den Kopf. »Du hast ihm die Bücher gekauft.«

»Es waren keine Guten mehr übrig«, sagte Sandy.

»Komm schon, du kannst doch nicht jedem Streuner, der hier reinmarschiert, was schenken.«

Da trat Nate an den Tresen.

»Hallo.« Sandy lächelte. »Womit kann ich dir heute helfen?«

Nate blickte auf, als würde ihm gerade erst bewusst, wo er war. »Hä? Oh! Ja.« Fahrig durchwühlte er seine Taschen und brachte schließlich einen zerknitterten Zettel zum Vorschein. »Ich suche ein Buch von diesem Mann. Den Titel weiß ich nicht.«

Sandy nahm den Zettel. Die Buchstaben waren schwer zu entziffern, aber sie war es gewohnt, dass die Jugendlichen ihr zerknitterte Zettel hinhielten, die man kaum lesen konnte.

Sie wandte sich dem Computer zu. Ihre Finger flogen



über die Tastatur. Im nächsten Moment erschien das Suchergebnis auf dem Bildschirm, und sie riss die Arme hoch wie eine Olympiaturnerin am Ende ihrer Darbietung. »Ja!«, rief sie begeistert. Dann zuckte sie verlegen mit den Schultern. »Ich hab's.«

Nate beugte sich vor, achtete aber darauf, ihr nicht zu nahe zu kommen.

Sandy rümpfte die Nase. »*Die Erziehung von Dämonen*. Was ist das, ein Selbsthilfebuch?«

»Nein, eine Gebrauchsanweisung«, erwiderte Nate.

Hinter Nate warf Liz Sandy einen vielsagenden Blick zu, formte mit den Lippen das Wort »Spinner« und ging dann weiter.

»Wow, es ist uralt«, sagte Sandy, »und nur auf Latein erschienen. Kannst du Latein?«

Nate schüttelte den Kopf.

»Ich kann ein bisschen«, sagte Sandy. »Wenn du willst, helfe ich dir.«

»Wirklich? Du würdest einem ›Spinner‹ helfen?«

Sandy fragte sich, woher Nate wusste, was Liz gesagt hatte. Besaß er übersinnliche Fähigkeiten? Dann deutete er auf den Bildschirm, und Sandy sah, dass Liz sich darin gespiegelt haben musste. Rätsel gelöst. »Es gibt in ganz Amerika nur eine einzige Ausgabe von dem Buch«, sagte sie. »Ich kann es dir bestellen, aber es dauert drei Wochen.«

»Super. Danke dir ...«

»Ich heiße Sandy. Und es kostet einen Dollar Gebühr, ein Buch von einer anderen Bibliothek anzufordern.«

»Natürlich, kein Problem«, sagte Nate und schüttete eine Hand voll Münzen, ein paar Fusseln und einen alten Busfahrerschein auf Sandys blitzblankem Tresen aus.

Sie konnte nicht anders und stapelte die Münzen nach ihrer Größe, dann beförderte sie Fusseln und Fahrchein kurzerhand in den Papierkorb.

Nate lächelte, während er zusah, wie sie herumfuhrwerkte.

Sandy spürte, dass er sie beobachtete, und schaute auf. Ihre Blicke trafen sich. *Na los, Mädell*, dachte sie. Dann holte sie Luft. »Sag mal, du kommst jetzt schon eine ganze Weile her und bist immer allein.«

»Ich kenne nicht viele Leute.«

»Aber mich kennst du jetzt.« Sie kritzelte etwas auf die Bestellgebührenquittung. »Du kannst mich ja mal anrufen, wenn du Lust hast.«

Nate wusste nicht, was er entgegnen sollte. Er war hin- und hergerissen. »Anrufen...? Äh – das darf ich nicht«, stammelte er schließlich.

»Warum denn? Verstößt es etwa gegen irgendeine Vorschrift?«

Nate nahm die Quittung. »Ja«, sagte er. Dann machte er auf dem Absatz kehrt und ergriff die Flucht, bevor Sandy etwas erwidern konnte.

Betrübt blickte sie ihm nach. Sie wusste nicht, wie die *U Go Girl!* ihren Annäherungsversuch bewertet hätte, aber da der erste Junge, den sie anzusprechen gewagt hatte, gleich davongelaufen war, ging sie davon aus, dass sie nicht gut abgeschnitten hätte.



3. Kapitel

Der Aufbruch des Dürren Mannes

Der Hauptübergang von Kanada in den Staat Washington lag in British Columbia an der Interstate 5 zwischen Seattle und Vancouver. Zwanzig Meilen weiter östlich gab es noch einen anderen, viel kleineren Grenzübergang. Er war sogar so winzig, dass der Zollbeamte Mozelewski manchmal eine Viertelstunde lang kein einziges Auto zu sehen bekam. Und er konnte sich nicht erinnern, wann das letzte Mal jemand zu Fuß an seinem Posten erschienen war.

Am Morgen war dichter Nebel aufgezogen und hatte sich wie ein riesiger weißer Catcher-Handschuh blitzschnell um das Zollhäuschen gelegt. Wäre Mozelewski nicht nach draußen gegangen, um wie vorgeschrieben die Warnlichter einzuschalten, hätte er die Ankunft des Dürren Mannes gar nicht bemerkt.

Die schmale, schemenhafte Gestalt, die aus dem Nebel auftauchte, ging mitten auf der Straße. Hinter dem

Mann wirbelten die Dunstschwaden, als stünden sie mit ihm in unheilvollem Bunde. Er trug einen langen schwarzen Mantel, der aber nicht verbergen konnte, wie dürr der Mann war. Zuerst dachte Mozelewski, seine Augen würden ihm einen Streich spielen. Denn der Mann war nicht nur unglaublich dünn, sondern einen Moment lang schien es, als würde seine knochige Hand brennen. Mozelewski blinzelte und sah kein Feuer mehr.

Er hob den Arm und bedeutete dem Fremden stehen-zubleiben. Für einen Augenblick schien es, als wolle der Mann einfach an dem großgewachsenen Bundesbeamten vorbeigehen, aber Mozelewski trat ihm in den Weg. Er wedelte den Nebel fort, um den Fremden besser zu erkennen. Das Haar des Mannes war pechschwarz, dabei aber seltsam dünn, als ob es schon vor langem hätte ergrauen müssen. Auch seine starren Augen waren vollständig schwarz und lagen tief in den Höhlen. Sie schienen das Licht anzuziehen, aber keines herauszulassen. Trotzdem wirkte der Mann nicht wie ein Blinder. Im Gegenteil, Mozelewski hatte das Gefühl, sein Gegenüber schaue geradewegs durch ihn hindurch. Und obwohl seine Miene völlig ausdruckslos war, schien der Mann zur *Wie-können-Sie-es-wagen-mich-aufzuhalten*-Sorte zu gehören.

»Ihr Reiseziel?«, fragte Mozelewski in freundlichem Ton.

Der Mann überlegte, aber nicht, weil er sich nicht mehr erinnern konnte, sondern weil er nicht sicher war,



ob er sich wirklich herablassen sollte, auf so lästige Fragen zu antworten. Mozelewski kannte solche Typen.

Schließlich sprach der Mann, jedenfalls in gewisser Weise. Die Laute, die er ausstieß, klangen eher wie ein böses Zischen als nach einer Stimme, beinahe wie bei einer Schlange.

»Sseattle«, zischte er.

»Und wo sind Sie zu Hause?« Mozelewski lächelte. Aufgrund seiner Größe hatte er es nicht nötig, schroff zu sein.

»Wo immer ich gerade bin«, flüsterte der andere.

»Ich meine Ihre Staatsangehörigkeit, Sie Schlauberger«, sagte der Bundesbeamte nun schon weniger freundlich.

»Ich habe jahrzehntelang in Kanada gelebt«, erklärte der Dürre Mann. »Ich habe dort die Zeit totgeschlagen und auf den rechten Augenblick gewartet, um –«

Mozelewski hatte nicht den Nerv, sich die Lebensgeschichte des Mannes anzuhören. Sie standen mitten auf einer nebelverhangenen Straße, und jeden Moment konnte ein Auto heranrasen. Der sonderbare Mann war also Kanadier. In Ordnung. »Gut. Und was ist der Zweck Ihres Besuchs in den Vereinigten Staaten?«

»Ich werde mir ein altes Haus, mein rechtmäßiges Eigentum, zurückholen. Der frühere Besitzer ist freundlicherweise gestorben.«

»Ein Immobiliengeschäft also. Haben Sie etwas zu ver-zollen?«

Es war eine Standardfrage, aber der Mann wirkte ir-

ritiert. »Möchten Sie vielleicht etwas *angeben*?«, sagte Mozelewski langsam.

Der Mann hob die Arme. »Ja. Ich bin der Meister des Chaosss!«

»Und ich bin der Kaiser von China.« Mozelewski runzelte die Stirn. »Irgendwelchen Alkohol dabei?«

Der Mann kniff die Augen zusammen und schüttelte den Kopf.

»Tabak?«, fragte Mozelewski. »Bargeld über fünftausend Dollar?«

Plötzlich funkelte der Dürre Mann ihn an; dabei quoll ihm Rauch aus der Nase.

»K-kanadisches Obst...?«

Mozelewski rannte ins Zollhäuschen und schlug erschrocken die Tür hinter sich zu. Von außen klatschte eine dicke Schicht aus pulsierendem grünem Schleim dagegen und verklebte die Tür so, dass sie sich nicht mehr öffnen ließ. Gleich darauf loderten um das Haus herum die Flammen.

Der Dürre Mann überquerte die Grenze, während hinter ihm das Zollhäuschen lichterloh brannte. Grinsend deutete er hinter sich.

Unter dem Gebäude brach der Erdboden auf. Es sackte zur Hälfte in den klaffenden Spalt. Mozelewski presste das Gesicht ans Fenster und stieß einen lautlosen Schrei aus. Der Spalt wurde breiter und tiefer, und nun versank das Haus vollends darin. Dann schloss sich die Erde wieder und hatte den Zollbeamten verschluckt.



Der Dürre Mann verscheuchte den Nebel. Er wollte nicht von einem Auto angefahren werden. Ein Unfall würde nur unnötig die Aufmerksamkeit der Behörden erregen, und womöglich würde sein menschlicher Körper dabei Verletzungen davontragen. Derartige Dinge wären im Moment äußerst lästig. Der Nebel hatte seinen Zweck, ihn unbemerkt die Grenze passieren zu lassen, ohnehin nicht erfüllt.

Als der Dürre Mann weiterging, folgte ihm der Riss im Boden. Es war Kail, der heimtückische Spalterdämon, der die hässliche Angewohnheit besaß, in leblose Objekte hineinzufahren, ihre Schwachstelle zu suchen und sie dort auseinanderzureißen. Kail pflügte zwischen den Beinen des Dürren Mannes durch die Erde und eilte seinem Herrn als Vorbote für dessen unheilvolles Erscheinen voraus wie eine Leine ohne Hund.

Der Feurdämon Zunder folgte dem Dürren Mann durch die Büsche am Straßenrand und sprang ihm schließlich von hinten an den Mantel. Zunder war ein mächtiger Zerstörer, ein Verwüster. Jetzt glitt er als lebender Feuerball am Ärmel hinab und nistete sich auf der Handfläche des Dürren Mannes ein.

Der klebrige grüne Ekeldämon war Glump, eine Elastische Zusammenballung der zweiten Ebene. Glump lauerte mit Vorliebe an dunklen feuchten Orten – in Mülltonnen, auf öffentlichen Toiletten und in Nasenhöhlen –, von wo aus er sich als schleimiger Brei über die Hand oder den Fuß jedes Unglücklichen ergoss, der ihm zu nahe kam. Er besaß nicht die rohe Zerstörungskraft von

Zunder und Kail, war aber mit Sicherheit der Widerwärtigste der drei.

Glump beeilte sich, die anderen einzuholen. Er gerann zu einem gallertartigen Klumpen, wälzte sich am Bein des Dürren Mannes hinauf, verschwand im Mantel, kam am Kragen wieder heraus, schlängelte sich am Ohr seines Herrn vorbei und schlüpfte ihm ins linke Nasenloch.

Das waren die drei Gehilfen des Dürren Mannes. Sie folgten ihm überallhin oder ließen sich von ihrem Meister mitnehmen. Er behielt sie stets in seiner Nähe und nährte sich von ihrer chaotischen Energie. Im Gegenzug bündelte er ihre Zerstörungskraft und richtete sie auf ein gemeinsames Ziel. Gegenwärtig bestand dieses Ziel darin, in der verregnetsten Stadt der Vereinigten Staaten ein altes Haus voller ähnlicher Geschöpfe zu finden. Entschlossen reckte der Dürre Mann das Kinn vor und marschierte an einem Straßenschild vorbei, auf dem stand: Seattle – 100 Meilen.



4. Kapitel

Pflicht und Verantwortung

Ausnahmsweise regnete es mal nicht, aber die Luft war klamm. So war Seattle eben, auf den ersten Blick beinahe freundlich, aber unter der Oberfläche lauerte immer etwas Bedrohliches.

Nate lief durch seine Queen-Anne-Hill-Nachbarschaft. Er hatte eine üble Kratzwunde an der Stelle, wo das Ungeheuer ihn am Bein gepackt hatte. Dhaliwahl hatten die Dämonen nie etwas getan, aber Nate nahmen sie immer wieder aufs Korn. Warum konnte er keinen normalen Teenager-Job haben, überlegte er, zum Beispiel als Küchenhilfe in einem Hamburger-Restaurant? Sicher, altes Bratfett verströmte einen unangenehmen Geruch, aber das taten Dämonen schließlich auch, und die Restaurantgäste würden wenigstens nicht versuchen ihn aufzufressen.

Er bog in seine Straße ein. Diesen Weg war er noch vor kurzem jeden Tag mit Dhaliwahl entlanggegangen. Der

alte Mann war neben ihm hergeschlurft, auf den Schlangenstein mit dem geschnitzten Kobrakopf gestützt.

Wäre Dhaliwahl noch am Leben, so hätte er bestimmt einen Kommentar über Nates heutigen Büchereibesuch abgegeben und sich mal wieder über Mädchen ausgelassen. Über *dieses* Thema hatte sein Mentor nämlich eine ganz spezielle Meinung gehabt.

»Nein, kleiner Nathan«, rief Nate sich Dhaliwahls breiten ostindischen Akzent ins Gedächtnis, »meines Wissens hat es nie einen verheirateten Hüter gegeben. Die Ehe ist etwas, das Stabilität erfordert. Ein Hüter zu sein bedeutet aber, ständig mit dem Chaos zu ringen. Diese beiden Dinge sind unvereinbar. Wenn man ein Dämonenhüter sein möchte, muss man sich voll und ganz seiner Aufgabe verschreiben, verstehst du?«

»Man darf sich also nicht mit Mädchen anfreunden?«

»Vergiss sie. Sie sind keine Dämonen«, murmelte der alte Mann geringschätzig. »Nur der Sukkubus erscheint in weiblicher Gestalt. Er ist ein widerlicher Parasit, der Männer ins Bett lockt und sie anschließend beißt.« Dhaliwahl schnaubte verächtlich. »Deine Pflichten sind wichtiger als der Rummel, der um Mädchen veranstaltet wird«, fuhr er fort. »Sie können großes Vergnügen bereiten. Oh, als wüsste ich das nicht. Aber Dämonen können einen in den Wahnsinn treiben, und wenn man sich dann noch mit einer Frau einlässt, ist einem das Irrenhaus gewiss.«

Das war also die Regel. Keine Mädchen. Zumindest hatte Dhaliwahls Regel so gelautet.



Nate ging die Straße hinauf, an deren Ende das massive, 1901 erbaute Haus düster aus der adretten Nachbarschaft herausragte. Von der Fassade blätterte die Farbe ab, und der Rasen war seit einer Ewigkeit nicht mehr gemäht worden. Nebenan kniete sein Nachbar, der alte Mr. Neebor, in seinem gepflegten, durchdacht angelegten Garten. *Mr. Neebor mag kein Chaos*, dachte Nate.

Es behagte ihm nicht, dem Alten zu begegnen. Der Mann war neugierig, steckte überall seine Nase hinein und schwadronierte jedes Mal über die »neuesten Preisentwicklungen auf dem Immobilienmarkt«. Aber Nate schien Glück zu haben – Neebor hockte über seinen geliebten Hortensien und zupfte mit einer Pinzette welke Blüten aus. Nate schlich sich auf Zehenspitzen zum Gartentor, öffnete es behutsam und wollte gerade hindurchschlüpfen, als...

»Hallo«, erklang hinter ihm die krächzende Stimme seines Nachbarn. Er war ertappt.

»Oh, hallo, Mr. Nähbor«, sagte er, ohne sich umzudrehen.

»*Nee-bor*«, korrigierte ihn der Mann. »*Nee-bor*. Sag mal, wo steckt eigentlich der blinde alte Kerl? Hab ihn schon seit einer Woche nicht gesehen.«

Nate ließ die Schultern hängen. »Seit einem Monat.«

»Ach, sieh an. So lange ist das schon her? Wo ist er denn hin?«

Nate wandte sich zu Neebor um. »Mr. Dhaliwahl ist... na ja, er ist eben verschwunden.« Nate schluckte

seine Trauer hinunter und fuhr fort: »Wie es aussieht, hat er mich sitzenlassen, und jetzt muss ich allein klar-kommen.«

»Oh. Welch eine Schande. Schade für dich.« Neebor senkte einen Moment lang den Kopf, dann blickte er hoffnungsvoll zu Nate auf. »Dann wird dich wohl eine Tante oder ein Onkel holen kommen, oder?«

Nate schüttelte den Kopf und deutete auf seinen verwilderten Garten. »Nein. Ich muss hierbleiben und mich um das Haus kümmern.«

»Ganz allein? Ohne einen Erwachsenen?«

»Oje«, rief Nate aus und schaute auf sein nacktes Handgelenk, als trüge er eine Armbanduhr. »Ich muss los.«

Er winkte Mr. Neebor kurz zu und lief eilig zum Haus. Sein verschrobener Nachbar blieb allein zurück und dachte stirnrunzelnd darüber nach, was Nate ihm erzählt und nicht erzählt hatte.

Nate lief auf die Veranda zu, die bei seinem Anblick ausgelassen auf und ab hüpfte wie ein treuer Hund, der sich über die Heimkehr seines Herrn freut.

»Nicht so stürmisch, Freundchen«, sagte Nate, »sonst falle ich noch die Treppe runter.« Zum Glück war die temperamentvolle Veranda fest mit dem Haus verbunden. Nate konnte sich nicht vorstellen, wie er das Riesending wieder einfangen sollte, falls es sich jemals losreißen und auf die Straße hinausstürmen würde.

Die Stufen beruhigten sich, und als Nate das Gefühl



hatte, sie unbeschadet betreten zu können, beeilte er sich, die Haustür zu erreichen. Er öffnete die großen Schlossriegel, und die Tür schwang von selbst auf und gab den stockfinsternen Eingang frei. Hunderte gelber Augen starrten ihn aus dem Dunkel an und warteten darauf, dass er eintrat. Der Anblick hatte ihn zu Tode erschreckt, als Dhaliwahl ihm zum ersten Mal das Haus gezeigt hatte. *Wie habe ich damals bloß den Mut aufgebracht, hier hineinzugehen!*, fragte er sich. Aber die Antwort war ganz einfach. Er hatte keine andere Wahl gehabt.

Nate war fast noch ein Kind gewesen, als das Segelboot seiner Eltern bei einem Wirbelsturm in der Nähe der San-Juan-Inseln gesunken war. Ihn hatte man später in der Puget-Meerenge aus dem Wasser gefischt; die Schwimmweste, die seine Mutter ihn stets hatte anlegen lassen, hatte ihm das Leben gerettet. Weitere Angehörige hatte er nicht besessen. Und so war er fortan ganz allein auf der Welt gewesen.

Die Vermittlungsstelle für Waisenkinder schickte ihn von einer Pflegefamilie zur anderen, aber nirgends blieb er lange genug, um Freunde zu finden. Überall sah er unheimliche Geschöpfe – die Dämonen. Und sobald er seinen Pflegeeltern davon erzählte, griffen sie hastig zum Telefon, und man schickte ihn wieder woandershin.

Eines Tages war sein Name dann aus der Vermittlungskartei verschwunden. Das war seltsamerweise genau an dem Tag gewesen, als Raja Dhaliwahl aufgetaucht war.

Dhaliwahl saß im Vermittlungsbüro, als Nates dama-

lige Gastfamilie ihn zurückgebracht hatte. Als er Nate sah, klatschte der alte Mann in die Hände und dankte auf Bengali seinen Göttern. Er ging mit Nate zum Antragsschalter. Doch die Sachbearbeiterin konnte seinen Namen nicht mehr im Computer finden. Sie entschuldigte sich, Dhaliwahl zeigte ihr rasch ein paar eigenartige Dokumente, und da Nate nicht mehr in ihrem Computer stand, schien die Frau froh zu sein, den Jungen ohne großes Hin und Her loszuwerden.

»Ich weiß, dass ich dir deine Eltern nicht ersetzen kann, kleiner Nathan«, hatte Dhaliwahl gesagt, als sie schließlich vor dem düsteren Haus gestanden hatten. »Und mir ist klar, dass dir dieser Ort sonderbar vorkommen muss. So lange, bis du das Gefühl entwickelst hierherzugehören, wirst du immer das heimatlose Kind bleiben, das du im Moment bist. Aber ich kann dir ein Zuhause und deinem Leben einen Sinn geben. Und das würde wohl nicht das Schlechteste sein für einen Jungen wie dich, nicht wahr?«

Nate nickte, verblüfft, dass ein Erwachsener so direkt und verständnisvoll sein konnte.

»Es ist eine ernste Angelegenheit, denn wenn ein Hüter einen Lehrling in diese Welt bringt, übernimmt er damit eine große Verantwortung.«

Nate senkte den Blick. »Ich weiß nicht, ob ich der Verantwortung gewachsen bin.«

»Ich meine, der *Hüter* übernimmt eine große Verantwortung«, hatte Dhaliwahl klargestellt.



Nate trat ins Dunkel, und hinter ihm fiel die Tür ins Schloss. Das Licht flammte auf, die Augen verschwanden, und er stand in der Eingangshalle wie ein ganz normaler Junge in einem ganz normalen alten Haus – wenn man einmal davon absah, dass der Stuhl an der gegenüberliegenden Wand aufgeregt hin und her wackelte. Nate ging an der wasserballgroßen Wanduhr vorbei. Es war halb zwölf.

»Mist!« Er kam zu spät zur Vormittagsfütterung. Die Dämonen würden schon unruhig sein. Aber dann runzelte er die Stirn. »Moment mal, das kann doch nicht sein.« Argwöhnisch deutete er auf die große Uhr. Der längere Zeiger sprang genau um eine Minute zurück. »Komm schon, das war noch nicht alles.« Widerwillig drehten sich nun beide Zeiger auf halb elf zurück.

Nate nickte und wandte sich um, als Bel ihm zur Begrüßung die feuchte Schnauze zwischen die Beine schob.

»Hey!«

Nate schlüpfte aus seiner Jacke und öffnete den Schrank. »Weißt du was, Großer?« Bel schüttelte den Kopf und versprühte dabei in alle Richtungen seinen Sabber. »Heute ist etwas Ungewöhnliches passiert.«

Aus dem Schrank langte eine Klaue nach Nates Hals. Er sprang zur Seite und hängte seine Jacke daran auf.

»Ich habe mit einem Mädchen geredet.« Bel sah ihn vorwurfsvoll an. »Ich weiß, ich weiß«, sagte Nate. »Das hätte ich nicht tun sollen – hab ich aber.«

Er wandte sich zu dem nervösen Stuhl um. »Entspann dich, Freundchen«, sagte er zu dem Möbelstück. »Du

kannst ruhig durch die Gegend zuckeln. Du musst dich nicht an der Wand herumdrücken.«

Der Stuhl kam angesprungen wie ein aufgeschrecktes Gnu, knallte Nate ein Bein an den Kopf und stieß ihn zu Boden. Dann trat er ein paarmal aus wie ein Wildpferd und stürmte schließlich den Flur hinab. Nate rieb sich die Stirn.

»Weißt du was, Bel?«, sagte er und blickte auf. »Eigentlich hat Dhaliwahl ja nie gesagt, dass ich nicht mit Mädchen *reden* darf. Ich meine, warum sollte meine Arbeit mich davon abhalten, mir jemanden zum Quatschen zu suchen?« Der zottelige Hund nieste und spritzte Nate Hunderotz und Sabber ins Gesicht, dann trottete er von dannen und ließ ihn allein und triefnass zurück. Nate seufzte. »Jemanden, der keine Pfoten oder Krallen hat ...«



5. Kapitel

Mutprobe

Mit ihren Skateboards unterm Arm standen Richie und Gus auf dem akkurat geschnittenen Rasen hinter Mr. Neebors Garage und beobachteten Nates Haus. Richie war zwölf, besaß aber die Reife eines Fünfzehnjährigen. Gus war vierzehn und benahm sich, als wäre er erst sieben. Er hatte einen senkrecht aufgestellten, grün gefärbten Irokesenschnitt, und an der Seite war über einem Ohr das Wort *fuck* ins rasselkurze Haar einrasiert. Über dem anderen stand *you*. Dazu trug er superweite Klamotten und einen massiven Nasenring in Form eines Totenkopfes über zwei gekreuzten Knochen. Richie war ein müder Abklatsch davon – strähliges Haar, eine verbeulte, nach hinten gedrehte Seattle-Mariners-Mütze auf dem Kopf, Schlabberhose und ein schwarzes Konzert-T-Shirt der Band SluG BaiT.

Gus rauchte eine Zigarette. »Das isses«, sagte er. »Da wohnt der schräge Vogel. Ich hab ihn reingehen sehen.«

Richie nickte.

»Willste mal ziehen?«, fragte Gus.

»Die Dinger bringen einen um«, sagte Richie.

Gus lachte spitz. Es klang, als würde jemand langsam die Luft aus einem Ballon entweichen lassen. »An irgendwas muss man ja sterben, oder?« Er deutete auf Nates Haus. »Wie ich die Sache sehe, müssen seine alten Herrschaften da drin 'ne Menge cooles Zeug stehen haben. Ich meine, schau's dir an. Das Haus sieht doch aus wie aus'm Horrorfilm.«

»Und das soll cool sein?«, fragte Richie.

»Hey, was bist du denn für 'n Weichei?«

Wenn Gus das Wort *Weichei* gebrauchte, folgte fast immer irgendeine Mutprobe. Die letzte hatte eine Skateboardrampe, eine Papiertüte, mehrere Hundehaufen und ein brennendes Streichholz beinhaltet; es war ziemlich unappetitlich ausgefallen. Richie war klar, dass er aufhören musste, mit Gus abzuhängen, bevor etwas richtig Schlimmes und nicht bloß etwas Ekliges geschah.

»Ich bin kein Weichei«, sagte er.

Gus grinste. »Dann komm heute Abend mit her und beweis es.«

Eine Holzdiele knarrte. Erschrocken fuhren die beiden herum. Mr. Neebor stand auf seiner Veranda, den zusammengerollten Luxusgartenschlauch mit variablem Wasserdruck überm Arm, und zielte mit der Spritzdüse auf sie.

»In Ordnung, ihr Halunken«, knurrte er in bester Clint-Eastwood-Manier, »runter von meinem Rasen.«



»Wieso?«, fragte Gus. »Was willst du denn mit uns machen, Opa?«

Die erste Wassersalve schlug Gus die Zigarette aus dem Mund. Die zweite riss ihm das Feuerzeug aus der Hand. Als Nächstes zielte Mr. Neebor auf Gus' Ohr, dann auf dessen Nase.

»Runter von meinem Rasen!«, wiederholte Neebor.

Gus und Richie machten kehrt und rannten davon.

6. Kapitel

Späte Reue

Nates Küche vereinte in sich grundverschiedene Epochen der Menschheitsgeschichte. So stand zum Beispiel ein holzbefuerter Ofen Seite an Seite mit einer Mikrowelle.

Nate kam herein, um sein Mittagessen zuzubereiten. Nikolai reichte ihm ein Stück Holz, das fast doppelt so groß war wie der Dämon, und Nate ließ es ins Ofenloch fallen. Sofort stoben die Flammen in die Höhe. Nik zuckte erschrocken zusammen, hechtete quer durchs Zimmer, prallte wie ein Gummiball von einem Stuhl ab und landete in sicherer Entfernung auf dem Küchentisch.

»Tut mir leid, Nik, ich hätte dich warnen sollen«, sagte Nate. »Aber du brauchst dich vor Feuer wirklich nicht zu fürchten.« Der kleine Muskelprotz hockte auf dem Tisch und schmolte. Nate warf einen gefrorenen Burrito in die Mikrowelle. Während er die Tür offen hielt



und mit Nik sprach, schielte Pernikus mit seinen langen Stielaugen von hinten um die Mikrowelle herum und lugte hinein. Er sah die gefüllte Teigtasche und schlich sich heran.

Ohne hinzuschauen und ohne zu ahnen, dass der kleine Hauskobold hineingeschlüpft war, klappte Nate die Tür der Mikrowelle zu und schaltete das Gerät ein. »Weißt du«, sagte er zu Nik, »die meisten Leute glauben, Dämonen würden Feuer mögen.«

Das Licht ging an, als die Mikrowelle summend zum Leben erwachte. Drinnen stand Pernikus auf dem Burrito, einen Bissen gefrorener Bohnen mit Käse zwischen den Zähnen. Er riss erschrocken die Augen auf, denn plötzlich wurde sein Körper knallrot und begann zu zerlaufen; seine Gesichtszüge zerflossen wie Kerzenwachs.

Nate holte eine Gabel und ein Glas Salsasoße; über das Summen der Mikrowelle hinweg pfiff er frohgemut vor sich hin und überhörte so das leise Quieken, das aus dem Innern des Gerätes drang. *Pling!* Die Schaltuhr war abgelaufen. Nate öffnete die Mikrowelle und runzelte die Stirn. Sein Burrito war bereits mit reichlich roter Soße bedeckt, und angebissen war er obendrein. Nate sah genauer hin. Die rote Tunke hatte eine vage Form, ein verschwommenes, feucht glänzendes Gesicht.

»Au, Mann! Was denn noch alles?« Nate schüttelte den Kopf und holte eine Plastikschüssel. »Echt, wie hat Dhaliwahl das nur hingekriegt?« Er schüttete Pernikus' geschmolzenen Körper in die Schüssel und stellte sie in den Kühlschrank. In dem Gelee waren die Augen

des kleinen Dämons deutlich zu erkennen, noch immer wachsam und voller Schalk, aber sie konnten nichts tun, außer in dem Zeug zu schwimmen. So schnell würde der Kobold keinen Unfug mehr anstellen.

Nate ließ sich auf den Küchenstuhl plumpsen. Einen Moment lang war alles still, und fast hätte Nate sich ein bisschen entspannt. Dann hob Nik den großen Küchenschrank an einer Seite an, um einen Essensrest darunter hervorzufischen. Die Gläser kamen auf ihrem Bord ins Rutschen. Nate schaute gerade rechtzeitig hin, um das erste Glas in Scherben gehen zu sehen.

Klirr! Weitere Gläser folgten. *Klirr – klirr – klirr...*

Nikolai warf Nate einen schuldbewussten Blick zu. *Rumms!* Der Schrank landete unsanft wieder auf seinen vier Füßen, und Nik sauste aus der Küche. Das letzte Glas neigte sich über die Kante. Nate machte sich nicht mehr die Mühe, danach zu hechten ... *klirr!*

Ich brauche eine Verschnaufpause, dachte er. Der einzige normale Moment des ganzen Tages war der in der Bücherei gewesen, als Sandy ihn gefragt hatte, ob er sie nicht mal anrufen wolle, und er hatte die Gelegenheit gründlich vermasselt. *Wäre ich doch bloß nicht so feige gewesen, dann hätte ich mir wenigstens ihre Nummer geben lassen,* dachte er und zerknüllte geistesabwesend die Bestellgebührenquittung in seiner Hosentasche.



7. Kapitel

Eine kurze Frage nur

In Nord-Seattle stand der Dürre Mann an einer Abzweigung, an die er sich nicht erinnern konnte. Es war lange her, seit er die Grüne Stadt verlassen hatte. Vieles hatte sich verändert. Seattle war größer geworden. *Gut so*, dachte er. Ein Meister des Chaos arbeitete am besten im Schutze der Anonymität, die ihm die Menschenmassen in der Großstadt boten. Aber erst einmal musste er den Weg zum Haus finden.

Mit einer Handbewegung versuchte er ein näher kommendes Auto anzuhalten. Es sauste in unvermindertem Tempo an ihm vorbei. Beim nächsten streckte der Dürre Mann den Arm aus, die Handfläche nach vorn. Der Fahrer bremste ab, um den Anhalter in Augenschein zu nehmen. Aber als plötzlich Zunder aus dessen Manteltasche lugte und Glump ihm auf die Schulter kletterte, um einen besseren Überblick zu haben, gab der Mann erschrocken Gas und raste davon. Die Köpfe der bei-

den Dämonen fuhren gemeinsam mit dem ihres Herrn herum und blickten dem Auto nach.

Eigentlich hatte der Dürre Mann ja gar nicht mit Menschen in Berührung kommen wollen, aber jetzt blieb ihm nichts anderes übrig. Als das nächste Scheinwerferpaar in Sicht kam, deutete er auf die Straße. Kail schnellte zu Boden und pflügte quer durch die Fahrbahn. Der Asphalt brach auf, und ein oberarmbreiter Graben aus spitzen Stein- und Teerbrocken entstand.

Als der Wagen den Spalt überfuhr, platzten die Vorderreifen. Der Fahrer riss das Lenkrad herum, und das Auto geriet ins Schleudern. Dabei erwischte es auch die Hinterreifen, und er raste gegen den Telefonmast am Straßenrand.

Schepper!

Der Dürre Mann schlenderte seelenruhig zu dem Blechhaufen hinüber, so als würde er seine Morgenzeitung holen. *Wie leicht diese Menschen es mir machen*, dachte er.

Das Auto war schrottreif. Der Dürre Mann trat ans zersplitterte Fenster auf der Fahrerseite und tippte dem verletzten Insassen auf die Schulter. Der mit Prellungen und Schnittwunden übersäte Kopf des Mannes sackte zur Seite. Der Dürre Mann deutete auf die Straßengabelung.

»Verzzzeihung«, zischte er, »welcher Weg führt nach Queen Anne Hill?«



8. Kapitel

Noch eine Mutprobe

Nate beendete die Nachmittagsfütterung und ging ins Arbeitszimmer, um dort ein bisschen Ruhe zu finden. Er trottete zum Kamin und rückte auf dem Sims eine schlichte Tonurne zurecht. Ihre Inschrift lautete RAJA DHALIWAHL. Dahinter reihten sich neunzehn weitere Urnen aneinander. Sie waren aus Gold, Kupfer oder Ton, und alle hatten eine andere Form. Auf jeder stand ein Name – André LeFevre, Yatabe der Wanderer, George McFeen, Vincent Lanzano, Michael Jones Francis und viele mehr. DHALIWAHL war der neueste. Alle waren sie auf dem Kaminsims vertreten, jeder Einzelne ein Bindeglied in der fortlaufenden Ahnenreihe der Dämonenhüter.

Dämonen hatte es schon vor dem Heraufdämmern der Menschheit gegeben, verborgen in den Randbereichen der Wahrnehmung. Menschen mit besonders feinen Sinnen konnten sie hören, fühlen, riechen und wahrschein-

lich auch schmecken (obwohl Nate von keinem Hüter wusste, der je von einem Dämon gekostet hätte). Eine ausgewählte Minderheit dieser besonderen Menschen wurde als Lehrling herangezogen und zum Dämonenhüter ausgebildet. Aber niemand wurde dazu gezwungen. Es war eine Berufung, und nicht jeder folgte ihr. So blieben viele Seher unentdeckt, wurden nie unterwiesen und lernten nie die Manifestationen des Chaos zu begreifen, das sie allenthalben sahen. Einige von ihnen wurden darüber verrückt und rissen sich auf dem Weg in den Wahnsinn die Augen aus oder schnitten sich ein Ohr ab.

Normale Menschen waren fortwährend um Ordnung und Sicherheit bemüht und nicht empfänglich für das chaotische Treiben der Dämonen, das sie umgab. Sie mochten einen niederen Dämon als Kälteschauer wahrnehmen oder im Dunkeln einen kurzen Blick auf ihn erhaschen oder auf dem Dachboden ein unbestimmtes Geräusch hören. Hochrangige Dämonen dagegen verstanden es besser, sich verborgen zu halten, und waren gefährlicher. Einige töteten sogar.

Nate kannte sich gut aus in der Dämonenhistorie. Ihm fiel eine Geschichte über Yatabe den Wanderer ein, die Dhaliwahl ihm einmal erzählt hatte. Yatabe war ein furchtloser Hüter gewesen, der vor allem für seine aberwitzigen Einfälle bekannt gewesen war. So hatte er als Erster die Theorie entwickelt, dass man, indem man einen Lärmdämon, eine Erscheinung und einen Wanderdämon in ein und dasselbe Objekt hineinzwängte, nur



auf einen einzigen Unruhestifter aufpassen musste statt auf alle drei. Dabei hatte er allerdings nicht bedacht, dass das daraus resultierende Mischwesen einem dreimal so viel Ärger bereitete, denn es konnte gleichzeitig Krach machen, seine Erscheinung verändern und von einem Gegenstand in den anderen schlüpfen. Als so ein neu entstandener Dämon Yatabe einmal zu einer verheerenden Hetzjagd durch ein asiatisches Dorf zwang, dessen aufgebrachte Bewohner den Hüter mit Speeren bedrohten, bereute er sein Experiment bitter und gelobte, sich fortan mit seinen Ideen zurückzuhalten.

Während Nate vor den Urnen stand, wanderte sein Blick zu dem riesigen Buch auf dem Stehpult. Die vergilbten Seiten darin waren uralte, und auf dem rissigen Ledereinband standen die Buchstaben *DHK*. Das *Dämonenhüter-Kompendium* war die offizielle Methode der Wissensübermittlung an den jeweiligen Lehrling. Es existierte bereits seit den Zeiten Jamalas. Vorher hatte man das Wissen mündlich weitergegeben. Jamalas erster Eintrag in das *Kompendium* war ein Bericht darüber, wie er einmal einen wichtigen Zauberspruch vergessen hatte und danach beinahe von einem drittrangigen Wanderdämon, der sich eines Pferdekarrens bemächtigt hatte, überrollt worden wäre. Im Anschluss an die Anekdote wurden in allen Einzelheiten die Arbeitstechniken erläutert, die man im Umgang mit den Dämonen beherrschen musste, jeweils von dem Hüter aufgezeichnet, der sie perfektioniert hatte. Auch erfolglose Versuche waren dokumentiert, falls der Hüter noch dazu gekommen

war, sie niederzuschreiben. Zum Beispiel nützte es überhaupt nichts, eine Erscheinung mit Worten zu verspotten, denn Erscheinungen existierten bloß auf visueller Ebene und konnten nicht hören.

Die einzelnen Abschnitte im *Kompendium* waren leider in der Sprache des jeweiligen Hüters verfasst, und einige dieser Sprachen waren seit langem tot: Latein, Aramäisch, Sanskrit. Um das Handwerk des Dämonenhüters vollständig zu erlernen, musste man also ein Dutzend fremder und teilweise altertümlicher Sprachen beherrschen. Nate verstand bisher nur zwei. Englisch natürlich, und sein Bengali war ganz passabel. Mit den anderen Sprachen tat er sich ziemlich schwer.

Er ließ sich auf den Stuhl am Fenster fallen, nestelte die Bestellgebührquittung hervor, die er beim Verlassen der Bücherei in die Tasche gestopft hatte, und zielte auf den Mülleimer. Aber als er den Zettel fortschnippen wollte, sah er, dass Sandy etwas daraufgeschrieben hatte: 737-5467. Nate blinzelte. Ihre Telefonnummer!

Er griff nach dem altmodischen Apparat, aber plötzlich kribbelten seine Nackenhärchen, als wäre ein Dämon in der Nähe, und er hielt inne. Er sollte sich nicht mit Mädchen einlassen, und außerdem bekam er in Sandys Gegenwart Angst. Aber Dhaliwahl hatte ihm auch gesagt, man solle seinen Ängsten ins Auge schauen. Wenn zwei widersprüchliche Richtlinien vorgegeben waren, welcher folgte man dann? Sollte er sich Sandy aus dem Kopf schlagen, oder sollte er seine Angst vor ihr überwinden? Er holte tief Luft und wählte die Nummer.



Jemand meldete sich. »Hallo, hier ist Sandy.«

Nate wurde blass. Da war sie schon, seine Angst. Er fragte sich, ob Sandy sie wohl riechen konnte, so wie die Dämonen. »Hallo«, sagte er. »Ist da Sandy?« Nate zuckte zusammen. Sie hatte ihren Namen doch schon genannt. *Ich Trottel*, dachte er. *Trottel, Trottel, Trottel*.

»Nathan, bist du das?«

»Äh, ja«, sagte er.

»Wow, ich hätte nicht gedacht, dass du anrufen würdest.«

»Nun, ich, äh – ich habe deine Nummer gefunden und, äh...«

»...und möchtest mich vielleicht fragen, ob wir etwas unternehmen wollen?«, schlug sie vor.

Plötzlich ruckelten die Urnen hin und her – es klang fast, als würden sie kichern. Nate starrte zum Kamin hinüber, hielt den Hörer zu und flüsterte: »Ruhig, sonst verwandle ich euch in Blumenvasen!«

»Wie bitte?«, fragte Sandy.

Nate richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf den Hörer. »Ich sagte, äh – »Komm ruhig her« und äh, »Bring eine Blumenvase mit.«

»Oh, das ist lieb. Und gerade heute Abend habe ich zufällig noch nichts vor.«

»Heute Abend?«

»Ja, ich hole dich in ein paar Minuten ab. Keine Sorge, ich kenne deine Adresse. Sie steht ja im Computer.«

»Oh«, sagte Nate verblüfft.

»Bis gleich. Bye«, sagte Sandy.

Nate legte auf. Ihm war plötzlich ganz heiß. Er entriegelte das betagte Fenster und schob es hoch, um frische Luft hereinzulassen, dann wischte er sich über die Stirn und blickte im Zimmer herum. Nikolai hockte am Boden, bohrte sich mit einem dicken Finger im Ohr und schnaubte dämonisch.

»O nein«, rief Nate, »sie darf auf keinen Fall ins Haus kommen!« Er wuchtete das *Dämonenhüter-Kompendium* vom Pult und stürmte hinaus, war aber so durcheinander, dass er vergaß, das Fenster wieder zu schließen.



9. Kapitel

Besuch im Anmarsch

Achtung, alle mal herhören... alle mal herhören!«, rief Nate.

Das Haus erwachte zum Leben, war plötzlich von tausend Geräuschen erfüllt – Seufzern, Quietschlauten, Geflüster und Gemurmel –, die aus allen Richtungen gleichzeitig über Nate hereinzubrechen schienen. »Für diejenigen, die es noch nicht wissen: Gleich kommt ein Mädchen her.« Noch mehr Geschnatter. »Es wäre nett, wenn ihr ein paar Minuten still sein würdet.«

Eine Zierleiste an der Wand fuhr die Beine aus und flitzte davon wie ein lebendiger Spazierstock. Sie hüpfte die Treppe hinauf, um die Kunde oben zu verbreiten.

»Könntet ihr euch bitte für kurze Zeit ruhig verhalten? Mir zuliebe?«

Etwas kam aus dem Arbeitszimmer geflogen – ein großes gebundenes Buch, dessen Deckel auf und ab schwangen wie Flügel. Nate ging in Deckung. Das Buch

sauste im Sturzflug durch die Eingangshalle und donnerte haarscharf über ihn hinweg.

Plötzlich rollte sich der Teppich zusammen und versuchte Nate einzuwickeln wie eine Spargelstange. »Hör auf damit«, rief er.

Dann sprang er auf, gerade als ein ganzer Schwarm Taschenbücher in die Eingangshalle geflattert kam, gefolgt von ihrem Holzregal. Es hüpfte umher, klapperte mit den Brettern und versuchte damit die flüchtenden Bücher einzufangen.

Jetzt stimmten auch die geschnitzten Zierköpfe an der Holzbank in die Kakophonie mit ein. »NAAATHAN! NAAAAATHAN!« Nate nahm eine Rolle Klebeband und klatschte jedem Kopf einen Streifen über den Mund. »NAAAT –« Dann stürmte er in sein Zimmer und blieb trotz seiner Eile kurz vor dem gerahmten Foto stehen, das ihn als grinsenden Zwölfjährigen zwischen seinem Vater und seiner Mutter zeigte. Rasch flüsterte er ihnen zu: »Ihr würdet Sandy mögen.«

Nik und Flappy saßen auf der Kommode. Nate nahm eine kleine hölzerne Knobelbox und öffnete mit ein paar ausgetüftelten Handgriffen den Deckel. Die Box war nur wenig größer als ein Zauberwürfel und in ihrer Funktion eine Mischung aus Aladins Wunderlampe und einer Transportkiste für Haustiere. Nate gab den Dämonen ein Zeichen. Sie kamen herbei, und der kleine Holzkasten saugte sie wie ein superstarker Staubsauger auf. *Wusch!* Nate verschloss den Deckel wieder, nahm seine Jacke und atmete erst einmal tief durch.



»Okay, ich bin angezogen, und meine Quälgeister sind gut verstaut, aber ich weiß, dass ich irgendetwas vergessen habe.« *Was war es bloß?*, überlegte er. Sein Blick fiel durchs Fenster auf die verlassene Straße, auf den Sonnenuntergang über der Bucht und auf Mr. Neebors gepflegten Blumengarten ...

Kurz darauf kroch Nate auf allen vieren durch Neebors Rosen- und Hortensienbüsche. Er wusste nicht, welche Art von Blumen man einem Mädchen bei der ersten Verabredung schenkte, aber er fand, es sollte etwas Buntes sein und etwas, das sein Nachbar nicht auf den ersten Blick vermissen würde. Er wählte ein paar gelbe Blumen aus und dazu ein paar rote. Eigentlich fand er, dass er nun besser aufhören sollte, aber einige weiße schienen gut zu den gelben und roten zu passen. Plötzlich flammte in Neebors Haus ein Licht auf. Nate warf sich zu Boden und blieb reglos liegen. Dann hörte er etwas, das noch beunruhigender war. Ein Auto näherte sich dem Garten. Es gab kaum Verkehr in seiner Straße. Also musste es Sandy sein.

10. Kapitel

Auf der Lauer

Das TIER schnellte die Kellertreppe hinauf, kauerte sich hinter die Eisentür und kratzte mit den scharfen Krallen über das Metall.

Der Junge hatte das Haus verlassen, und es waren Augenblicke wie dieser, in denen das TIER immer wieder die Widerstandskraft der Metalltür auf die Probe stellte.

Auch an der Falltür machte es sich Tag für Tag zu schaffen, kratzte daran, stemmte sich dagegen, wartete und wartete.

Ihm troff der Geifer vom Maul, als es sich vorstellte, dass es vorhin beinahe frisches Fleisch zu fressen bekommen hätte, als Belohnung dafür, dass es sich den ganzen Morgen über an der Futterraufe festgekrallt hatte. Aber gerade als es seine Reißzähne in die Wade des Jungen hatte schlagen wollen, war ihm etwas auf den Kopf gekracht.



Es rieb sich über die dicke Beule am Schädel und knurrte. Es würde auf die nächste Gelegenheit warten.

Der Junge war unvorsichtig, so wie die meisten Jungen. Er würde wieder einen Fehler begehen.

11. Kapitel

Sandys Ankunft

Sandy fuhr im alten Volvo ihrer Eltern zu Nates Haus hinauf. Oben angekommen, setzte sie den Wagen mehrmals vor und zurück, schaltete hastig zwischen den Gängen hin und her. Schließlich kam das Fahrzeug mit einem Hüpfen zum Stehen. Geschafft!

Sie stieg aus, strich ihren knöchellangen Rock glatt und zupfte den rosafarbenen Pulli zurecht. Sie hatte versucht, etwas möglichst Fetziges anzuziehen, aber sie kam sich immer noch so vor, als hätte sie bloß versehentlich die Ausfahrt zur Kirche verpasst. Sie hatte eine Blumenvase in der Hand.

Nun ging sie auf das klobige alte Haus zu, das düster vor dem glutroten Sonnenuntergang in den Himmel ragte. »Wow«, murmelte sie leise. Dieser Klotz passte gar nicht zu Nate. Er war zwar ein bisschen seltsam, das Haus allerdings wirkte richtig unheimlich. Aber dies war schließlich ihre erste Verabredung. *Spukhaus hin*



oder her, dachte sie, ich geh da jetzt rein. Dann schob sie das schmiedeeiserne Tor auf.

Die Pflastersteine, die durch den Garten führten, waren abgetreten und voller Risse. In der Schule trug Sandy niemals Stöckelschuhe – sie hatten seit über einem Jahr unberührt in ihrem Kleiderschrank gestanden. So stolperte sie im dämmrigen Abendlicht den Weg entlang und stakste wie auf Stelzen von Stein zu Stein. Sie war sicher, dass Nate sich bald fragen würde, wo sie blieb, und falls er ihr entgegenginge, würde sie vermutlich mit einem gebrochenen Fußknöchel der Länge nach im Gras liegen.

Doch sie erreichte die Treppe, ohne hinzufallen. Aber als sie die Veranda betrat, schwankten plötzlich die Holzdielen unter ihren Füßen, und um ein Haar hätte sie doch noch das Gleichgewicht verloren. Vorsichtig tat sie den nächsten Schritt. Der Boden schien sich beruhigt zu haben. Als sie hochschaute, fiel ihr schon wieder etwas Merkwürdiges auf: An der Tür befanden sich riesige Querriegel – und zwar außen.

Sandy warf einen Blick über die Schulter auf das geparkte Auto. Plötzlich verspürte sie das dringende Bedürfnis, die Flucht zu ergreifen. Was wusste sie schon über Nate? Es wäre das Vernünftigste, auf der Stelle kehrtzumachen und die Verabredung aus sicherer Entfernung abzusagen. Andererseits hatte sie durchaus Lust auf ein bisschen »Abenteuerlichkeit« – und so trat sie an die Haustür.

12. Kapitel

Ein Mädchen im Haus

Nate stand stirnrunzelnd vor dem Wandspiegel im Vorraum. Er konnte zwar seine Kleidung sehen, den Kopf aber zeigte der Spiegel als weißen Schädel, die Hände als blanke Skelettknochen.

Doch er wollte dem Kerl nicht den Gefallen tun, sich darüber aufzuregen. Und so zog er einfach mit den Knochenfingern seine Hose zurecht und strich sich das Hemd glatt. Dann holte er tief Luft und wandte sich zur Tür.

Sandy wollte gerade anklopfen, als Nate die Tür aufmachte.

»Ach!«, rief sie aus. »Da bist du ja.«

»Hi«, sagte Nate und schob einen Blumenstrauß durch den Türspalt. Sandy hielt ihm die Vase entgegen. Nate steckte die Blumen hinein, trat aber nicht hinter der Tür hervor.

»Danke«, sagte Sandy. »Sie sind wunderschön. Wo hast du die denn her?«



